

André Gides Werdegang

Von OLIVER BRACHFELD (Paris)

Jeder Mensch ist interessant — sagte, wenn ich mich nicht täusche, *Renan* —, sobald er einmal von sich selber zu erzählen beginnt. Wie soll nun ein Künstler nicht interessant sein, wenn er sich anschickt, sein Leben und seinen Werdegang zu erzählen, besonders wenn dieser Künstler ein Schriftsteller ist, der zugleich auch über alle Mittel der erzählenden Kunst verfügt, und wenn er, wie *André Gide*, sich nicht scheut, aufrichtig zu erzählen?! Die Beichte einer Seele erfolgt hier vor dem grausamen und oft ungerechten Tribunal der Öffentlichkeit. Der Psychologe muß dem Künstler dankbar sein, daß er von ihm wieder einmal von neuem lernt, fremdes Schicksal mitzuerleben und ihm erlaubt wird, mit den aus einer derartigen Selbstbiographie gewonnenen Erkenntnissen anderen Menschen zu Hilfe zu eilen.

Mit einem schwungvollen Akkord — dessen Dissonanz vielleicht manche Moralisten, die nur Moralisten sind, um ihre Ruhe zu bringen imstande ist — beginnt *Gide* seine Lebensgeschichte von Anfang an den Leser überzeugend, daß hier nichts zu verheimlichen gesucht wird —; er kommt schon auf der ersten Seite seines kürzlich in neuer Ausgabe erschienenen *Si le grain ne meurt**) auf seine „üblen Gewohnheiten“ zu sprechen. Wir sehen ihn als Kind, unter dem Tisch hockend, wohin er sich mit dem Sohn des Hausmeisters unter dem Vorwand „Spielen“ zurückgezogen hat, Onanie treiben. Wer von den beiden die Anregung zu diesem „Spiel“ gab, kann uns *Gide* nicht mehr sagen; nur eins steht fest: „Wie weit ich nur meine Erinnerungen zurückverfolgen kann, ist es da.“ So bildet dies *Gides erste Kindheitserinnerung*.

Nach diesem Eingang kann es uns nicht wundernehmen, wenn der Verfasser erklärt:

„In diesem unschuldigen Alter, wo man zu verlangen pflegt, daß in der Seele alles nur Durchsichtigkeit, Zärtlichkeit und Reinheit sei, finde ich nur Schatten, Hinterlistigkeit und Häßliches in mir wieder.“

Wie sollten wir es von einem verzogenen und verzärtelten Kind anders erwarten? Alles, was folgt, geschieht nach dem Rezept aller *einzigsten* und neurotischen Kinder. Jeder Individualpsychologe könnte es voraussagen, daß er im Luxembourg-Park sich an den Spielen seiner Altersgenossen nicht beteiligen, daß er sogar ihre Sandbauten zu zertrümmern suchen wird. Im allgemeinen:

„Ich lehnte es ab, mit anderen Kindern zu spielen; ich blieb verdrießlich abseits, bei meiner Kinderfrau.“

*) Éditions de la „Nouvelle Revue Française“, Paris 1929. (Neue Ausgabe).

Diese feindliche Einstellung zur Gemeinschaft blieb für ihn auch weiterhin charakteristisch; er machte sich zuerst seine Kinderfrau, dann seine Mutter zur „Beziehungsperson“ (*Künkel*), deren Verlust ihn später, wie wir am Ende des Buches erfahren, um den einzigen festen archimedischen Punkt seines Daseins gebracht hatte.

„Ich hatte keinen Kameraden.“ Der einzige, an den ihn eine Art Freundschaft knüpfte, war ein kleiner Knabe, „Schaf“ genannt, der große dunkle Augengläser trug und bald nachher gänzlich erblindete.

„Wir spielten nicht zusammen; ich kann mich nicht erinnern, daß wir je etwas anderes getan hätten als spazieren zu gehen, Hand in Hand, ohne zu reden.“

Diese Wahl dürfte auch nicht einem bloßen Zufall zuzuschreiben sein; es trieb ihn offenbar zum Schwächeren, zum Schicksalsgenossen, dem der Kreis der anderen Kinder ebenfalls verschlossen blieb.

Wie gestaltete sich nun seine Stellung innerhalb der *Familie*? Sein *Vater* wollte ihm alles erklären und erkannte früh und instinktiv, daß man ein Kind als ein ebenbürtiges Wesen behandeln muß:

„Kommt mein kleiner Freund spazieren mit mir?“ — Er nannte mich nie anders als seinen „kleinen Freund“.

Die *Mutter* war aber einer ganz anderen Meinung; sie war nicht imstande, wie *Künkel* sagt, ihre eigene Ichhaftigkeit dem höheren Ziele der Sachlichkeit zu opfern. Sie verlangte, daß „das Kind sich unterwerfe, ohne verstehen zu suchen“. So ist es ganz selbstverständlich, daß der kleine *André* sich gegen diesen Despotismus auflehnen mußte:

„Zu dieser Zeit verharrte ich ihr gegenüber in einer unbotmäßigen Stellung, fortwährend diskutierend; mein Vater hingegen hätte mit einem einzigen Wort von mir alles haben können, was er nur wollte.“

Sein später noch klarer hervortretendes Minderwertigkeitsgefühl der Frau gegenüber läßt sich also schon bis in die früheste Kindheit zurückverfolgen; denn aus dem Minderwertigkeitsgefühl seiner Mutter gegenüber ergibt sich von selbst der erste männliche Protest, zugleich auch seine erste Auflehnung gegen das Bedrücktsein und das Terrorisiertwerden. Wollen wir unsere Aufmerksamkeit auch weiterhin auf seine Einstellung dem anderen Geschlecht gegenüber richten, so ersehen wir, daß ihm die äußeren Umstände seines Lebens immer und immer wieder Anlaß gegeben haben, sich dem anderen Geschlecht gegenüber minderwertig zu fühlen; seine *Cousinen*, die einzigen Kinder, mit denen er öfters verkehrte, waren älter als er, und er selber bemerkt es von seiner *ersten Schule*, wohin er mit fünf Jahren kam:

„Die Schule der Mademoiselle Fleur wurde zwar von großen Mädchen, aber ausschließlich nur von kleinen Knaben besucht.“

In diese Zeit fällt auch ein anderes Erlebnis, das sich unserem Helden tief ins Gedächtnis prägte und das eine der schönsten und rührendsten Stellen des Buches ist. Seine Eltern geben einen Ball. Wohl hat der kleine *Gide* die Vorbereitungen gemerkt; so steht er nachts aus seinem Bette auf, tastet die Stiege hinunter bis zu einem Punkte, von wo er alles sehen konnte. Wie jemand, der einem ihm für immer unerreichbaren Mysterium zulauscht, blickt

er in den prachtvoll geschmückten Saal hinunter. Den Diener Victor, „seinen Freund“, erkennt er nur mit Mühe in Livree und Kniehose. Die Bonne entdeckt er ebenfalls auf der Stiege stehend, indem sie, gleich wie er, den Spektakel mit demselben Neid des Ausgeschlossenen betrachtet. So ist es leicht verständlich, warum Kinder, die sich in ähnlicher Lage befinden, zum größten Ärgernis der Eltern sich mehr zu den Dienstboten hingezogen fühlen, als zu den Eltern selber; sie haben eine gemeinsame Welt, denn die Welt der Eltern bleibt beiden im gleichen Maße verschlossen. Und der kleine *Gide* zieht die sich aus dieser Szene aufzwingende Konklusion:

„Und als ich mich im Bett wiederfinde, sind meine Gedanken ganz verworren, und ich denke noch undeutlich vor dem Einschlafen: Es gibt eine Realität und es gibt Träume; und es gibt auch eine zweite Realität.“

Eine zweite Realität, ausschließlich für Erwachsene.

Die Grundsteine zu einer Neurose sind gelegt; es wäre geradezu erstaunlich, wenn er seinen Weg nicht in der eingeschlagenen Richtung fortsetzen würde. In der *Schule* äußert sich seine ganze Stellung zur Welt und zur Gemeinschaft in einer sehr charakteristischen Weise. Auf die einfachsten Fragen bleibt er die Antwort schuldig. Er wird beim Ausüben der schon erwähnten „üblen Gewohnheiten“ ertappt,

„was um so leichter erfolgen konnte, da ich mir keine Mühe gab, sie zu verheimlichen“.

Aus der Schule entfernt, wird er selbstverständlich zum Arzt geführt, zu *Brouardel*, dem später berühmten gerichtlichen Mediziner.

„Ich weiß, worum es sich handelt“ — sagte er — mit gehobener Stimme —, und ich brauch dich, mein Kind (*mon petit*), gar nicht zu untersuchen. Wenn aber deine Mutter nach einer gewissen Zeit sieht, daß man dich wieder herbringen muß (und jetzt wurde seine Stimme schrecklich), hier siehst du die Instrumente, die wir dann zu Hilfe nehmen müssen; mit diesen Werkzeugen pflegen wir die kleinen Knaben deiner Art zu operieren!“ — Und ohne seine Augen, die sich unter seinen gerunzelten Augenbrauen drohend drehten, von mir abzuwenden, zeigte er mit einer Handbewegung auf eine eiserne Panoplie von Tuaregwaffen, die hinter seinem Fauteuil hing.“

„Die Erfindung war allzu durchsichtig.“ — bricht *Gide* selbst den Stab über diese Behandlungsweise — „als daß ich diese Drohung ernst hätte nehmen können. Die Besorgnis aber, die ich bei meiner Mutter feststellte, ihre Rügen und der stille Kummer meines Vaters, besiegten doch endlich meine Stumpfheit, auf die bereits meine Ausweisung aus der Schule nicht ohne Einfluß geblieben war.“

Wir sehen ihn eine Klasse wiederholen; in der neuen Klassengemeinschaft fühlt er sich nicht mehr so sehr hinter seinen Kameraden zurückgesetzt, was ihn bedeutend ermutigte.

„Ich erreichte ohne Mühe eine bessere Stelle in der Reihenfolge (des *bonnes places*)“ — (man muß die französische Studienordnung kennen, die fortwährende Einteilung nach Platzziffern usw., der gegenüber die ähnlichen Ordnungen anderer Staaten, wenn sie noch so schlecht, noch immer viel pädagogischer sind) — „das gab mir Lust zur Arbeit.“

Unter seinen Schulkameraden hebt er besonders einen hervor, zu dem er sich hingezogen fühlte, offenbar aus ähnlichen Motiven wie beim schon erwähnten „Schaf“:

„Es gab da einen, in den ich mich mit einer wahrhaftigen Leidenschaft verliebte. Er war Russe. Ich muß einmal in den Verzeichnissen der Schule seinen Namen suchen. Wer könnte es mir sagen, was aus ihm wurde? Er war von *schwacher Gesundheit und außerordentlich blaß**); seine Haare waren sehr blond, ziemlich lang — und seine Augen sehr blau; er besaß eine musikalische Stimme, die ein leichter Akzent noch singender machte. Etwas

*) Von mir Kursiv. O. B.

Poetisches strahlte aus seinem ganzen Wesen aus, was ich dem Umstand zuzuschreiben glaube, daß er sich schwach fühlte, und daß er bestrebt war, sich beliebt zu machen. Seitens der Kameraden wurde ihm wenig Aufmerksamkeit entgegengebracht, und er beteiligte sich auch kaum an ihren Spielen; ich hingegen fühlte mich beschämt, mit den anderen zu spielen, sobald er seinen Blick auf mich heftete, und ich erinnere mich an gewisse Zwischenpausen, wo ich, seinen Blick plötzlich erhaschend, die Partie plötzlich im Stiche ließ, um mich ihm zu nähern. Man machte sich über ihn lustig. Ich wünschte, daß man ihn angreife, um ihn beschützer zu müssen. In der Zeichenstunde, wo es erlaubt war, einige leise Worte zu wechseln, haben wir nebeneinander gegessen; er erzählte mir, sein Vater sei ein sehr berühmter Gelehrter; ich aber traute mich nicht, ihn weder nach seiner Mutter zu fragen noch nach den Gründen, warum er sich in Paris befinde. Eines schönen Tages blieb er aus, und niemand hat es mir sagen können, ob er plötzlich krank geworden ist, oder ob er nach Rußland zurückkehrte. Etwas Schamhaftes oder Timides hielt mich zurück, die Lehrer zu befragen, die mir vielleicht Auskunft hätten geben können, und ich behielt in meiner Seele diese ersten und zugleich sehr heftigen traurigen Erlebnisse meines Lebens verborgen.“

Unwillkürlich sind wir an den „Tonio-Kröger-Komplex“ (Loewenthal) *Thomas Manns* erinnert; das blasse, blonde und poetische Wesen dieses kleinen Russen steht nicht von der blonden, ebenfalls etwas russischen Gestalt weit entfernt, die in den Werken des unvergleichbaren deutschen Meisters so oft wiederkehrt: im „Tod in Venedig“ ebenso wie im „Zauberberg“ vor allem aber im „Tonio Kröger“. Nur bei *Gide* ist dies ein „Tonio-Kröger-Komplex à l'envers“; dort wie hier fühlen sich die beiden künftigen Schriftsteller zu einem Knaben hingezogen, der von ihnen bzw. von den anderen abweicht: *Thomas Mann* fühlt sich aber zum Durchschnittsmenschen, zum Normalen, von einer zarten Liebe ergriffen, zu dem, der er sein möchte; *Gide* dagegen sucht in dem Freunde eben das von den anderen Abweichende, das Anderssein, das Nichtnormale, zu dem er selber werden möchte, wie er sich auch künftighin bestreben wird, von den anderen abweichend zu sein, anders zu werden. So ist eine Szene für diese Grundtendenz seines Wesens äußerst charakteristisch, die er uns selber ziemlich ausführlich erzählt: Bevor er in die Schule kam, ließen ihn seine Eltern, sein Vater Protestant, seine Mutter Katholikin, ohne jeglichen Unterricht in der Religion. In einer neuen Schule wurde er in der ersten Zwischenpause befragt: „T'es catholique, toi? ou protestant?“ (unübersetzbar: aus dem Wort *protestant* verbildet; *cul* bedeutet das Hintere). Er wußte darauf zunächst gar keine Antwort zu geben, da er die Frage nicht verstand; wir glauben aber nicht fehlzugehen, wenn wir annehmen, daß es ihn nicht allzu peinlich betroffen hat, auch in diesem Punkte von seinen Kameraden verschieden zu sein, wie er später sein Andersgeartetein immer wieder betont. Auch besondere Zufälle zwangen ihn in die Lage des Fremden und Befremdenden, des Exzentrischen hinein: In einer Provinzschule z. B., wo die sonst übliche deklamatorische Vortragsweise von Gedichten wie er sie in Paris gelernt hat, nicht üblich war, erntete er damit zwar einen kolossalen Lacherfolg bei seinen Mitschülern, doch zugleich die beste Note und das Lob des Professors, was ihm selbstverständlich den Haß der anderen Kameraden eintrug. So wurde er allmählich das Opfer der in den französischen Schulen noch heute üblichen Brimade, das ständig leidende Objekt vor Prügeleien, einer Art Lynchen, die unter der Führung seines Schulkameraden *Gomez* ausgeführt worden sind. Nach solcher Treibjagd kam er

„an gewissen Tagen in einem erbärmlichen Zustand nach Hause, mit zerrissenem Anzug, voll von Kot, mit blutender Nase, mit klappernden Zähnen, außer mir . . .“ „Meine arme

Mutter war tief betrübt. Endlich bin ich ernstlich krank geworden, was dieser Hölle ein Ende machte. Man holte den Arzt herbei; ich hatte Blattern. Ich war gerettet!“

Damit war die Sache noch nicht zu Ende; der Gefahr nahe, wieder in die Schule zurückkehren zu müssen, erfolgt die uns Individualpsychologen so bekannte Flucht in die Krankheit:

„Im selben Maße, wie meine Genesung sich näherte und zugleich auch die Minute, wo ich den Halfter wieder um den Hals nehmen sollte, verspürte ich eine entsetzliche Angst, die durch meine Erinnerungen hervorgerufen wurde; eine namenlose Angst übermannte mich. In meinen Träumen sah ich Gomez den Wilden wieder!!!“

Man braucht wohl kaum auf die Bedeutung dieser Träume hinzuweisen; er benützt seine Träume, um sich von den ihm drohenden Gefahren der Schule zurückzuschrecken, sich auf sie aufmerksam zu machen; ein Alarmsignal.

„Ich keuchte, von seiner Meute verfolgt; ich fühlte noch an meiner Wange den abscheulichen Kontakt der krepierenden Katze, die er eines Tages aus der Gosse aufgehoben hat, um mir damit ins Gesicht zu fahren, indem ich von den anderen bei den Armen festgehalten wurde; ich wachte auf, in Schweiß gebadet, aber bloß, um meinen Schrecken wiederzufinden; wenn ich dessen gedachte, was Doktor Leenhardt meiner Mutter gesagt hat: — in einigen Tagen kann ich wieder ins Gymnasium gehen, so fühlte ich meinen Herzschlag erstarren. Übrigens ist das, was ich darüber erzähle, keineswegs, um das Kommende zu entschuldigen. Ich überlasse es den Neurologen, den Anteil an Wohlgefallen herauszufinden in der nervösen Krankheit, die meinen Blattern folgte.“

Nun, *Gide* irrt sich nur in dem einen Punkte, daß er die „nervöse Krankheit“ in das Gebiet der Neurologie überweist, wo sie doch offenbar in das Gebiet des Psychologen und insbesondere in das des Individualpsychologen gehört. Zugleich erlaubt er uns, in die Seele des Kindes, das in die Krankheit zu fliehen gezwungen ist, wieder einmal einen lehrreichen Einblick zu werfen:

„Ich glaube, es begann folgendermaßen: Am ersten Tage, wo ich aufstehen durfte, machte ein gewisser Taumel meinen Schritt unsicher, wie es ja nach drei Wochen Bettliegen selbstverständlich ist. Wenn dieser Schwindel stärker wäre, dachte ich, wäre ich imstande, mir vorzustellen, was eigentlich vor sich ginge? Ja, ohne Zweifel: meinen Kopf müßte ich nach rückwärts weichen fühlen; meine Knie müßten schlottern (ich war im kleinen Gang, der aus meinem Zimmer zum Zimmer meiner Mutter führte), und plötzlich fiel ich zu Boden. Oh! sagte ich mir, nachahmen, was man sich ausdenkt! Und während ich „ausdachte“, fühlte ich schon im Vorhinein, welche eine Entspannung, welche Ruhe ich genießen werde können, wenn ich der Einladung meiner Nerven Folge leiste. Ein Blick nach rückwärts, um mich nach der Stelle umzuschauen, wo ich mich am wenigsten anschlagen werde...“

Und hier folgt eine eingehende Beschreibung der „nervösen Symptome“, die zum Repertoire des kleinen *Gide* gehörten; es wäre überflüssig, sie alle wiederzugeben*): jedem, der sich mit Kindern nach den Prinzipien der Individualpsychologie beschäftigt hat, sind sie ja mit mehr oder weniger Übereinstimmung bei allen nervösen Kindern bekannt. Bezeichnend ist aber die Bemerkung:

„Unzählige Male war ich gegen mich selber empört; ich dachte nach, wie ich eigentlich das Herz dazu habe, vor den Augen meiner Mutter diese Komödie zu spielen. Soll ich aber heute bekennen, daß diese Entrüstung mir nicht genügend motiviert erscheint: wenn die Bewegungen, die ich ausführte, überhaupt bewußt waren, sind sie beinahe unwillkürlich gewesen. Das heißt, ich hätte sie wenigstens ein wenig zurückhalten können. Ich fühlte aber eine derartige Erleichterung, indem ich sie ausführte. Ah! wie oft müßte ich dann später noch lange bedauern, als ich nervenkrank war, daß ich nicht mehr in diesem Alter war, wo einige...“

Jetzt folgt eine treffliche Szene, die ein charakteristisches Licht auf den damaligen Stand der Medizin wirft, die nicht imstande war, den „Organdialekt“

*) Vgl. *Erik-Ernst Schwabach*: Simulation oder Neurose? Aus *André Gides* Autobiographie. Im Heft 6, Jahrg. 1929, dieser Zeitschrift.

des nervösen Kindes zu verstehen: „Die Nerven, nichts anderes als die Nerven“, erklärte der Dr. *Leenhardt*, der es für notwendig hielt, eine Konsultation von drei Ärzten einzuberufen. Die Befürchtung des kleinen *André*: „Werden sie mich entlarven? Wird der eine, Monsieur *Theulon*, mit dem strengen Blick, sagen: ‚Ein paar gute Hiebe auf den Hintern, das braucht dieses Kind, nicht Madame‘...?“ — war umsonst; er lief nicht die Gefahr, entlarvt, das heißt *verstanden* zu werden.

„Je mehr sie mich untersuchen, um so mehr scheinen sie von der Authentizität meines Falles überzeugt zu sein. Alles in allem, darf ich es behaupten, daß ich mehr über mich selber wüßte als diese Herren? Indem ich sie zu überführen glaube, täusche ich nur mich selber.“

„*Gide*, beinahe wären Sie nicht mit heiler Haut davongekommen,“ — schreibt in seinem Buche „*La chasteté perverse*“ Dr. *Voivenel* — „wäre noch ein vierter Arzt dagewesen, den Sie gefoppt hätten, so hätten Sie nicht mehr an dem Ernst Ihrer Neurose gezweifelt...“ Dieser vierte Arzt war aber vollkommen überflüssig. *Gide* hat das offizielle Visum, die amtliche Bestätigung zu seiner Krankheit erhalten, und wie es zu erwarten war, zeigte er noch lange Jahre hindurch ähnliche Symptome. Wieder einmal ein Fall des so überaus gefährlichen Verfahrens, auf das *Alfred Adler* wiederholt hingewiesen hat, dem angehenden Neurotiker einen Freibrief zu seinen Symptomen zu geben und ihn, wenn er noch vielleicht zweifelt, von dem Vorhandensein und vom schweren Charakter seiner „Leiden“ zu überzeugen.

Nachdem *Gide* eine Zeitlang sich in einem Sanatorium aufhalten mußte, kehrte er mit seiner Mutter (den Vater hat er früh verloren, und so fiel er wehrlos der „ichhaften“ Erziehungsmethode seiner Mutter anheim) nach Paris zurück. Die „Krankheit“ scheint immer gefährlicher zu werden. Er frischt das Symptomenrepertoire mit neuen Nummern auf und wird von einem Arzt zum andern geschleppt.

„Wie kann ich ihm“ — schreibt er von einem dieser Scharlatane — „seine Vorschriften und seine Behandlung verzeihen, denen er mich unterworfen hat? Von der Sekunde an, wo ich mich nervös fühlte oder zu fühlen glaubte: Brom; schlief ich nicht: Chloral. Für ein Gehirn, das sich noch kaum zu entwickeln begann!“

Nach einem einen Monat dauernden Herumexperimentieren wird er aus der Schule genommen: er hat gesiegt! „Meine Mutter willigte endlich ein, mich als Kranken zu behandeln.“ Zu den alten Symptomen gesellen sich immer neue und neue: das dem Individualpsychologen so bekannte Verweigern des Essens taucht auf:

„Nichts konnte mir schmecken. Ich ging zu Tisch, wie man zur Hinrichtung geht. Ich vermochte kaum, und mit welcher Not, einige Bissen hinunterzuwürgen. Meine Mutter flehte, rügte, drohte, und fast alle Mahlzeiten hatten unter Tränen ein Ende genommen.“

Einem anderen Scharlatan, der sich Arzt zu nennen wagte und der noch dazu ein „Kinderspezialist“ war, gelang es, die Mutter zu überzeugen, daß alle nervösen Symptome des Kindes auf gewisse Blähungen zurückzuführen seien:

„Indem er mich untersuchte, entdeckte er an meinem Unterleib beunruhigende Höhlungen... er entdeckte sogar in einer meisterhaften Art die Falte meiner Eingeweide, wo sich die bedrückenden Dämpfe bildeten, und verschrieb mir einen orthopädischen Gürtel zu 150 Franken, der bei seinem Vetter, dem Bandagisten, zu bestellen war, um den Blähungen vorzubeugen.“

André Gide braucht keine ärztlichen Fachkenntnisse dazu, um diese ärztliche Wichtigtuerei zu verurteilen; er irrt sich aber, wenn er behauptet: „Ich war nicht gerade ein *verzärteltes* Kind gewesen.“ Versteht man dieses Wort in dem individualpsychologischen Sinne, so kann gar kein Zweifel über diese Frage vorliegen. Ein Kind, dem es so leicht gelungen ist, sich in den Mittelpunkt aller Interessen zu stellen, die ganze hochgelehrte medizinische Fakultät zu alarmieren, dessen jede kleinste Bewegung sorgfältig überwacht und kommentiert wurde und das die hier besprochenen Symptome zeigte, kann geradezu als ein Prototyp des verzärtelten Kindes bezeichnet werden.

Mit der Verzärtelung parallel oder vielleicht eben als eine Folge der Verzärtelung wuchs im Kinde das Bewußtsein des Andersgeartetseins, die Überzeugung, daß es den anderen nicht gleich, also unbedingt *mehr* als die anderen ist; so fühlt es sich bald als einen Auserwählten des Schicksals, der zu etwas Großem prädestiniert ist. Gibt es eine treffendere und zugleich so rührende Schilderung der Art und Weise, wie dieses Gefühl des Andersgeartetseins im Kinde emporkommt, ein Gefühl, das nie aus einer Neurose fehlen kann, als die dieses berühmten Schriftstellers:

„Am Vormittag war ich in der Schule.“ (Er ist 11 Jahre alt.) „Was ist mir passiert? Vielleicht nichts . . . warum also entstellten sich plötzlich meine Gesichtszüge, warum sank ich in Mamas Arme, seufzend, krampfhaft verzerrt; warum fühlte ich wieder diese unausdrückbare Bangigkeit, genau dieselbe, die mich damals beim Tode meines kleinen Cousins ergriffen hat? Man hätte sagen können, daß sich die merkwürdige Schleuße öffnete zu irgendeinem unbekannten innerlichen Meere, dessen übermäßiger Wall in meiner Herzen den Abgrund verlor; ich war viel weniger traurig als entsetzt; aber wie dies meiner Mutter erklären, die dem Gewühl meiner Seufzer nur diese wenigen undeutlichen Worte entnehmen konnte, die ich in größter Verzweiflung wiederholte:

— Ich bin nicht so wie die Anderen, ich bin nicht so wie die Anderen!“ (Je ne suis pas pareil aux autres!)

Dieses Gefühl bekräftigte sich in ihm allmählich und wurde zu seiner innersten Grundüberzeugung. Sprach man über seinen zukünftigen Beruf, so ließ er sich noch mit der Mutter in derartige Gespräche ein, „wie man sich in ein Spiel einläßt“, doch

„war ich nahe daran, meiner Mutter zu erklären: Wie könnte ich über mein eigenes Selbst verfügen? Weißt du denn nicht, daß ich dazu nicht das Recht habe? Willst du es denn nicht verstehen, daß ich ein Auserwählter bin?“

Zufällige und ganz äußerliche Ereignisse bekräftigten ihn in seiner Überzeugung; alles wird seinem Endziel gemäß gedeutet. Eines schönen Tages fliegt ihm auf offener Straße ein Kanarienvogel auf die Schulter; einige Wochen später wiederholt sich das seltsame Ereignis. Die „Deutung“ kann nicht anders ausfallen:

„Daß mir so liebreiche Abenteuer vergönnt waren, darüber verspürte ich einen kolossalen Stolz, in einem viel größerem Maße, als über irgendeine große Tat, die ich selber vollbracht hätte. Ich war entschieden prädestiniert. Fortan schritt ich nur aufwärts in die Lüfte blickend, meine Freude und meine Nahrung vom Himmel erwartend, wie Elias.“

Der feste Glaube an das eigene Auserwähltsein tritt uns aus allen Seiten entgegen. Selbst sein

„Versuch, mit den anderen den Schritt zu halten, führte nur dazu, mich noch mehr zu differenzieren, wie es mir immer geschehen, sobald ich mich unter den Anderen einzuordnen (m'enrégimenter) versuchte.“

Aus allen Stellen, wo *Gide* uns über sich selber erzählt, treten uns zwei Grundgedanken, zwei Grundüberzeugungen entgegen: der Glaube an eine Prädestination und der Glaube an die eigene Auserwähltheit.

„Ich überzeugte mich, daß ein jedes Wesen oder wenigstens ein jeder Auserwählte eine bestimmte Rolle auf Erden zu spielen hat; ausgerechnet seine eigene Rolle, welche keiner anderen ähnlich ist; demgemäß war in meinen Augen jeder Versuch, sich einer gemeinsamen Regel zu unterwerfen, ein Verrat; ja ein Verrat, den ich mit der Sünde gegen den heiligen Geist, die nie verziehen werden wird, gleichsetzte . . .“ (Ein *horror similis*!)

Man wäre allzu leicht der Versuchung nahe, diese Einstellung, das Höhereinschätzen dessen, was ihm passiert, als dessen, was er selber vollbringt, diese Überzeugung der eigenen Auserwähltheit, dieses Außerhalb-der-Meute-Stehenwollen, als eine neurotische Einstellung zu bezeichnen; *Gides* Entwicklung gestaltet sich als eine gewohnte und uns wohlbekannte Neurose; sie weist aber ein Plus auf, das meiner Meinung nach etwas Nichtvoraussichtliches bedeutet, etwas Irrationales, das man nicht restlos aus den Prämissen abzuleiten vermag. An welchem Punkte die Wege des Neurotikers und des Künstlers auseinandergehen und welche Umstände aus einer simplen Neurose ein gewaltiges Künstlerdasein zu gestalten imstande sind, können wir heute noch nicht bestimmen, und fraglich, ob wir sie je bestimmen werden können. An dieser Stelle kommt es aber nicht darauf an, uns in die Besprechung dieser so ungemein schwierigen und komplizierten Fragen einzulassen; es sei hier nur *André Gides* Werdegang kurz skizziert, indem wir aus seinem reichhaltigen Leben nur einzelne Momente herausgreifen, um zeigen zu können, wie uns durch die Individualpsychologie die Mittel gegeben sind, die „*Kunst, eine Selbstbiographie zu lesen*“, zu erlernen und die Erscheinungen eines menschlichen Lebens deuten zu können.

Wir haben *Gides* Kinderjahre gesehen und all die sich aus ihnen ergebenden Konsequenzen. Wie gestalteten sich nun die Lösungen oder Lösungsversuche der Lebensfragen? In einem bestimmten Grade ist ja die Antwort auf diese Frage schon im Vorhergegangenen enthalten; es handelt sich lediglich darum, inwiefern er seine Grundeinstellung, wie sie uns aus der Geschichte seiner Kinderjahre entgegentritt, geändert hat, oder aber daß er der Umwelt auch weiterhin in derselben Weise gegenüberstand und höchstens die kindlichen Grundlagen der nach Lösung ringenden Lebensfragen weiterentwickelt hatte. Es genügt wohl, wenn wir nur zwei der drei *Adlerschen* Lebensfragen in Betracht ziehen; denn die Berufsfrage (Arbeit) ist leicht erledigt: *André Gide* widmet sich dem künstlerischen Berufe, und dies erschöpft einzig und allein seine Tätigkeit. Seinen Vermögensverhältnissen entsprechend kann er sich leicht Reisen und Krankheiten erlauben. Im übrigen gibt uns sein Buch nicht die notwendigen Anhaltspunkte, um diese Seite seines Lebens zwischen Pubertät und Mannsein in genügender Weise untersuchen zu können. Das Urteil, er hätte die Berufsfrage nicht gelöst, wäre erst dann zu fällen, wenn wir nach eingehender Betrachtung die künstlerische Betätigung als eine „neurotische“ auffassen wollten; das wäre sicherlich verfehlt. Gehen wir also zu den beiden anderen Lebensfragen über, zu deren Betrachtung wir schon bedeutend mehr Anhaltspunkte haben.

Wir sahen bereits, daß er sich als Kind vom Spiel der anderen Kinder zurückzog und daß er in den verschiedenen Schulen — man könnte noch so manches sekundär Wichtige aus seinem Schulleben mit heranziehen, was wir uns aber an dieser Stelle versagen müssen — immer abwärts gestanden hat. Mißerfolg bei den Lehrern oder ihre Gunst, beides trug nur zur Gehässigkeit bei, zu seinen Minderwertigkeitsgefühlen und zu seiner Neigung zum Abwärts- und Außerhalb-der-Gemeinschaft-Stehen. Die Umgebung mußte den ersten Schritt dazu machen, eine Annäherung herbeizuführen; ein Schulkamerad, der spätere Schriftsteller *Pierre Louis*, brachte ihm Freundschaft und guten Willen entgegen und unternahm es, ihn in die Gesellschaftskreise einzuführen.

„Ich glaube wohl, daß ich ohne *Pierre Louis* auch weiterhin abseits gelebt hätte wie ein Wilder; nicht, daß der Wunsch in mir nicht gelebt hätte, die literarischen Kreise zu besuchen und daselbst Freunde zu finden; eine unbesiegbare Schüchternheit hielt mich trotzdem zurück und die Furcht, die mich selbst heutzutage oft zu lähmen pflegt, eben die zu belästigen und zu genieren, zu denen ich mich von Natur aus hingezogen fühle“.

Im Salon des Dichters *J.-M. de Hérédia* sehen wir den schüchternen Jüngling wieder:

„Die Furcht, von Madame de Hérédia oder von einer ihrer drei Töchter wahrgenommen zu werden, die ich nach den Regeln der Schicklichkeit stets hätte begrüßen sollen, da ich ihnen schon vorgestellt worden bin und sie mich auf das Liebenswürdigste aufgenommen haben, — diese Furcht hat mich in das andere Ende des Ranchsalons gebannt gehalten, in der Verborgenheit des Zigarren- und Zigarettenrauchs, die einer olympischen Wolke ähnelte... Wir beide, *Louis* und ich, waren die jüngsten in der Gesellschaft.“

„In den Salons, wo ich herumirrte, gab ich die Figur eines nächtlichen Vogels ab... Mein Geist war so schwerfällig oder wenigstens noch so wenig ausgeprägt, daß ich mich gezwungen sah, immer, wenn ich eine witzige Bemerkung hätte fallen lassen sollen, zu schweigen.“

Wir sehen also, daß er sich noch immer in seiner alten Unsicherheit seinen Mitmenschen gegenüber befindet, sein Minderwertigkeitsgefühl noch nicht überwunden hat und noch immer tief in seiner ewigen zögernden Attitüde verharret. Wie tritt er nun der dritten Lebensfrage, der *Liebesfrage*, entgegen?

Es wurde bereits auf den merkwürdigen Umstand hingewiesen, daß er immerfort nur mit älteren Mädchen, denen gegenüber er sich notwendigerweise minderwertig fühlen mußte, zu tun gehabt hat. Schon als er zum erstenmal seinen beiden Cousinen vorgestellt wurde, begann er die neue Bekanntschaft damit, daß er die eine in die Schulter biß, als sie ihn küssen will; auch dies gehört zu seinen frühesten Kindheitserinnerungen. Andererseits haben wir auf die strenge Erziehungsmethode seiner Mutter hingewiesen; ihre „Ichhaftigkeit“, ihr starker Wille lastet ganz bis zu ihrem Tode auf den Schultern ihres einzigen Sohnes. *André Gide* kann sich bereits unter den Schriftstellern eines ziemlich großen Ruhmes erfreuen und ist trotzdem noch immer so wenig selbständig, daß er die Straße in der Nacht nicht allein betreten darf:

„H. begleitete mich immer zu Fuß. Meine Mutter hat ihn dafür sehr gern gehabt, weil sie von einer Furcht ergriffen wurde, mich allein und nach Mitternacht auf der Straße zu wissen, und sie rechnete damit, daß H. mich bis zum Haustor begleitete.“

Die Mutter war hauptsächlich wegen der Verlockungen der Prostituierten besorgt, wie es uns *Gide* an anderen Stellen zu verstehen gibt; merkwürdigerweise sehen wir die tragische Gestalt der Mutter immer und immer wieder

gerade dort auftauchen, wo dem Sohn der erste Schritt auf dem Wege zur Lösung der sexuellen Frage eben gelingen will; sie erscheint, um das Begonnene zu zerstören, und, wie die „*Genitrix*“ in dem auch von individualpsychologischem Gesichtspunkte aus so interessanten Roman eines anderen hervorragenden Schriftstellers unserer Tage, *François Mauriac*, um die Forderungen ihrer mütterlichen Rechte um jeden Preis, vor allem einer eventuellen Geliebten gegenüber, durchzusetzen. Unter dem Drucke der übergroßen mütterlichen Macht und im Bewußtsein seiner „Ausnahmenatur“ gelangte *Gide* endlich zu einem Ausweichen vor der Lösung der sexuellen Frage: zur *Homosexualität*.

Die Betrachtung dieser Frage im Leben *Gides* ist von Bedeutung, weil sie uns auch einen tiefen Einblick in das Leben und in die Geschichte literarischer Moden und dichterischen Schaffens gestattet. Historisch, vor allem literaturhistorisch betrachtet, ist *André Gide* ein unmittelbarer Fortsetzer *Oskar Wildes*, an den ihn aufrichtige Freundschaft, tiefe Verehrung und gemeinsame Erlebnisse knüpfen; er ist außerdem — und von diesem Gesichtspunkte aus weist er *Wilde* gegenüber ein gewisses Plus auf — ein homosexueller Schriftsteller par excellence. Spätere Zeitalter, in denen die Errungenschaften der Individualpsychologie schon aller Gemeingut sein werden, müssen einst darüber erstaunt sein, wie ein neurotischer Mensch den Stempel seiner Neurose einer ganzen Generation aufdrücken und zum Markstein in der Literaturgeschichte eines Volkes werden konnte. Die zeitlich determinierten Momente darf man selbstverständlich nicht außer Acht lassen, aber ohne *André Gide* hätte sich eine derartige Richtung in der französischen Literatur nicht Bahn brechen können. *Gide* hat vor kurzer Zeit mit Stolz darauf hingewiesen, daß er der erste war, der die Homosexualität in die französische Literatur eingeführt hat, und in einer Polemik versuchte er, die für ihn so „beleidigende Behauptung“ *François Porché*s, *Marcel Proust* fiele eigentlich dieses „Verdienst“ und diese „Bahnbrecherrolle“ zu, mit Entrüstung abzulehnen. Wenn auch *Gides* beste Leistungen sich nicht um das Grundthema der Homosexualität gruppieren, so nimmt dieses Problem in seinem Oeuvre doch eine zentrale Stelle ein; man könnte sagen, *der Zwang, sein wahrhaftiges Ich fortwährend zu verheimlichen*, sich immer und immer wieder verstellen und sich sozusagen dauernd eine Maske auflegen zu müssen, diese Umstände haben ihn zu seinem Künstlertum und zu seinen schriftstellerischen Leistungen geführt. Es ist allgemein bekannt, wie er es zuerst nur in verhüllter Form wagte („*L'immoraliste*“, 1902, „*Amyntas*“, 1896—1904), die Homosexualität zur Basis einer literarischen Schöpfung zu machen, wie er dann im „*Corydon*“ (1911 in 12 Exemplaren; erste Ausgabe 1920 in 26 Exemplaren; 1922 in 5500; neue Ausgaben 1926, 1929) sich öffentlich zur Homosexualität bekannte und dies letztere Buch sogar als eine Botschaft auf den Altar der Wahrheit hinzulegen glaubte. Unmittelbar nachher erschien seine Selbstbiographie, die die Grundlage zu der vorliegenden Arbeit liefert; auf den aufrichtigen, beinahe exhibitionistischen Charakter dieses Buches haben wir bereits eingangs hingewiesen. Diese Aufrichtigkeit erlaubt es uns, *Gides* persönliche Entwicklung, seine „Neurosen-

wahl“, letzten Endes den ganzen Menschen *Gide* mit all seinen Fehlern und Tugenden zu verstehen.

Er selber scheint eine Kindheitserinnerung als eine Art Auftakt zu seiner späteren Homosexualität zu betrachten: Er nahm einmal an einem Kinderball teil, wo er zu seinem größten Ver zweifeln in einem äußerst einfachen Kostüm, nämlich als Bäckergehilfe, erscheinen mußte. Die Betrachtung der prunkhaften und prachtvollen Kostüme der anderen Kinder mußte bei ihm heftiges Minderwertigkeitsgefühl wachrufen; wie hat er nun auf diese Gefühle reagiert?

„Plötzlich“ — schreibt er — „verliebte ich mich, ja, wahrlich, ich verliebte mich in einen Knaben, der etwas älter war als ich selbst, und der in mir durch seine Schlankheit, Grazie und Leichtigkeit eine blendende Erinnerung zurücklassen mußte.“

Es geschah nicht ganz mit Unrecht, wenn *Gide* hier von einem „Verliebtsein“ spricht; die oben geschilderte Szene hätte sich nur einige Jahre später abspielen müssen, und die ganze Angelegenheit hätte einen manifesten sexuellen Charakter angenommen. Die Homosexualität, besonders in der Pubertätszeit und im Falle der *Homosexualitas senilis*, weist äußerst häufig denselben „Mechanismus“ auf: Fühlt sich jemand einem Individuum desselben Geschlechts gegenüber als minderwertig, erblickt jemand an diesem Individuum Eigenschaften, die ihm als Vollkommenheiten erscheinen, vor allem, weil sie ihm selber abgehen (oder richtiger: abzugehen scheinen, was aber letzten Endes dasselbe bedeutet), so gibt es kaum einen leichteren Ausweg, dieses Minderwertigkeitsgefühl loszuwerden, als sich in die diese Vollkommenheiten besitzende Person unverzüglich zu verlieben*). Dies ist besonders dann der Fall, wenn konstitutionellen Gegebenheiten besondere Bedeutung beigemessen wird, die unabänderlich bzw. unerwerbbar sind, z. B. Haarfarbe, hohe Statur und, wie in dem von *Gide* beschriebenen Falle (außer dem schönen Kostüm, das hier letzten Endes nur die Rolle eines sekundären Faktors spielt), die Gestalt: Schlankheit, Grazie und Bewegung. Die „Durchsexualisierung“**) erfolgt nirgends mit einer derartigen Leichtigkeit, wie in ähnlichen Fällen, sei es, daß Liebe, je nach der Einstellung des Individuums, Besitzen, Unterjochen, Sich-zu-eigen-Machen oder Aufgehen in die geliebte Person, ein Einswerden mit ihr, oder aber letzters das Von-ihr-erobert-Werden, das Ein-Teil-von-ihr-Werden bedeutet; das Endresultat bleibt in all diesen Fällen dasselbe: das Erreichen, wenn auch nur auf eine gänzlich illusorische Art, der auf anderen Wegen aussichtslos und umsonst erstrebten vollwertigen Eigenschaften.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch *André Gides* erste homosexuelle Erlebnisse einen ähnlichen Charakter an sich tragen dürften; diese Kindheitserinnerung läßt wenigstens darauf schließen***). *Gide* selbst gibt uns über die Entstehung seiner „homosexuellen Regungen“, die er als völlig „natur-

*) „Gegen große Vorzüge eines anderen gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.“ (Goethe.) Vgl. auch die Arbeit „Sexuelle Lebensschwierigkeiten“ in „Selbsterziehung des Charakters“, diese Zeitschrift, 1930, 1.

**) S. *Otto Kaus* und *Fritz Kunkel*: Über sexuelle Verirrungen. In „Handbuch der Individualpsychologie“, Bd. I, S. 555. Verlag J. F. Bergmann, München, 1926.

***). Andere Stellen aus seiner Selbstbiographie scheinen diese Annahme zu bestätigen: Als er in Afrika schwerkrank darniederliegt, sieht er den spielenden Knaben zu: „Ich war in

bedingt“ betrachtet, keine weiteren Aufschlüsse. Es ist das Schicksal des schwachen, verzärtelten, einzigen Kindes, das einen frühzeitig verstorbenen gütigen Vater und eine herrschsüchtige Mutter gehabt hat, die es unterließ, die zweite Funktion der Mutter rechtzeitig auszuüben, das Kind in der Gemeinschaft zu verankern und auf die Lösung der Lebensfragen im Sinne des Gemeinschaftsgefühls vorzubereiten.

Gide hat in seiner Jugend, wo er von der „Naturbedingtheit“ seiner Homosexualität noch nicht gänzlich überzeugt war, mit einem schätzenswerten Mut mehrere „Heilungsversuche“ unternommen. Zur Zeit ihres Aufenthalts in Afrika, im Alter von 21 Jahren, sind *Gide* und sein Freund *Paul* fest entschlossen, sich zu „renormalisieren“, wie er sich selber ausdrückt. Ein arabisches Mädchen, namens Mériem, verspricht es, bei ihnen zu schlafen, hält aber ihr Versprechen nicht.

„Ich war enttäuscht wie Kain beim Anblick des zur Erde zurückgeschlagenen Rauchs seines Opfers: das Holokaust war nicht angenommen. Es erschien uns zugleich so, als ob wir nie mehr eine ähnlich günstige Gelegenheit zu finden vermöchten; ich glaubte, daß ich niemals so gut vorbereitet sein werde. Der allzuschwere Sargdeckel, den die Hoffnung auf eine Sekunde aufzutun schien, fiel wieder zurück; und es sollte ja nun immer so sein, ohne Zweifel; ich war fest eingeschlossen.“

Mériem kommt aber doch, und *Gide* vollzieht den Geschlechtsakt als den ersten Schritt seiner „Renormalisation“. Er schreibt dazu:

„Wenn ich in dieser Nacht an Mériems Seite tapfer war, so geschah es nur, weil ich meine Augen schloß, und ich mir vorstellte, Mohammed (einen arabischen Knaben) in den Armen zu haben.“

Sein Erfolg gibt ihm dennoch großen Mut; sogar seine Lungenkrankheit wird dadurch in einer derart günstigen Weise beeinflußt, daß er der Heilung durch Mériem viel näher gekommen ist, als durch alle Künste der Medizin. Nun aber taucht an diesem entscheidenden Punkte mit fataler Notwendigkeit die drohende Gestalt der Mutter auf; instinktiv scheint sie in ihrer grenzenlosen Ichhaftigkeit die Gefahr geahnt zu haben, die ihr droht, ihren Sohn einer anderen Frau überlassen zu müssen. Urplötzlich erscheint sie auf dem Schauspielplatze. „*Ein Rest von Scham oder vielmehr von Respekt hieß mich, meine Türe zu sperren*“ — schreibt *Gide*. — Mériem schläft bei Paul, doch wird sie, als sie sich in aller Frühe entfernen will, von der Mutter erblickt:

„Die Katastrophe war da.

Ich wollte nicht, daß ihre Rüge nur auf Paul laste; außerdem wollte ich die Zukunft sichern: — Weißt du übrigens, sie kommt ja nicht nur seinetwegen. Sie kommt wieder. —

Ich entsinne mich ihrer (der Mutter) Tränen. Ich glaube sogar, daß sie kein Wort zu mir sagte, sie wußte mir nichts zu sagen und konnte nichts anderes tun, als weinen; doch ihre Tränen erweichten und verstimmten mein Herz mehr, als ihre Vorwürfe es hätten tun können. Sie weinte und weinte; ich fühlte ihre untröstbare, kraftlose Traurigkeit.“

Kann es uns wundernehmen, wenn, infolge dieser gar nicht so „kraftlosen Traurigkeit“, ein wiederholter Versuch mißlingt, weil er mißlingen muß:

keinen unter ihnen verliebt; ich liebte vielmehr, undeutliches Gefühl, *ihre Jugend*. Das Schauspiel ihrer Gesundheit hielt mich aufrecht, und ich wünschte mir keine andere Gesellschaft als die ihrige.“

„... Es gibt Wesen, die sich in alles verlieben, was ihnen ähnlich ist, und andere in alles, was ihnen verschieden ist. Ich gehöre zu diesen letzteren.“

In seinem Buche *Naihanaël* heißt es: Il y a des maladies extravagantes | Qui consistent à vouloir ce que l'on n'a pas.

„Umgekehrt wie im Falle des Pygmalion, schien mir, daß die Frau in meinen Armen zur Statue wurde; oder vielmehr konnte ich selber wie aus Marmor geschaffen zu sein glauben. Zärtlichkeit, Provokation, nichts hat genützt; stumm blieb ich und mußte sie verlassen, ohne ihr etwas anderes geschenkt zu haben als Geld.

Jetzt hat er schon beinahe endgültig den falschen Weg eingeschlagen; alle neuen Erlebnisse können nur der einzigen Leitidee der „Unfähigkeit zur normalen Liebe“ dienen, so z. B. die Begegnung mit einer „putain de style“, der er in Rom begegnet und die nur seine Abneigung vom anderen Geschlecht zu steigern vermag. Bestünde noch die leiseste Gefahr, sich an eine Frau zu binden, so schritte ja seine Mutter unverdrossen ein. In einem Falle, wo sie seine bloße Sympathie einem Mädchen gegenüber als Liebe deutet, also ihre mütterlichen Rechte wieder einmal gefährdet sieht, fordert sie ihn auf, „zu brechen“, wo ja nichts zu brechen ist:

„Und dies zu einem Zeitpunkte, wo ich in meinem Innern die Tafel des neuen Gesetzes entdeckte. *Denn ich gab mich damit nicht zufrieden, mich von der Regel zu emanzipieren; ich wollte meinen Wahn legitimieren und der Torheit einen Sinn geben.*“

Sein „Corydon“ dient ja auch nur diesem Zwecke. *Gide*, wie so manche andere seiner Schicksalsgenossen, sucht seine „Neigung“ irgendwie zu legitimieren, und so wird er, das Opfer einer individuellen Tragödie, die Fahne, das Leitbild und sogar das Ideal solcher, die auf dem Wege einer ähnlichen Neurose sind. Und dies um so mehr, als seine künstlerischen Leistungen ihn beinahe mit der Aureole eines Heiligen umschimmern und seinem Wort eine ungemein große Autorität und einen dementsprechenden Widerhall sichern.

* * *

Mit Hilfe des „eisernen Netzwerkes“ der Individualpsychologie konnten wir auf die aus allen ähnlichen Fällen so wohlbekannten Symptome der Neurose und der sexuellen Verirrungen verweisen. Und hier müssen wir noch die Frage aufwerfen: Ist denn die Mauer, die die Menschen voneinander trennt, so dick, ist denn der Weg zwischen Paris und Wien so lang, ist die Vermittlung der menschlichen Gedanken noch heute, im Zeitalter des Flugzeugs und des Radios, so sehr erschwert, daß ein *André Gide* noch nicht den Weg zu *Alfred Adler* hätte finden können, der den Schlüssel aller ähnlichen Neurosen in der Hand hält? Oder aber haben sich die „Wahnideen“, wie *Gide* sie selber nennt, so fest eingefressen, daß ihre Austilgung den endgültigen moralischen Zusammenbruch ohne Hoffnung der Auferstehung bedeuten würde? Der Individualpsychologe muß diese Frage auf das Entschiedenste verneinen.

Paris, April 1929.